

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher-Rundschau

Zur Geopolitik des Pazifischen Ozeans und Südostasiens.

Die innige Verknüpfung des staatlichen Geschehens mit dem Boden, auf dem es sich abspielt, wurde schon von Friedrich Ratzel in umfassender Weise dargetan. Seinen Wegen folgend, hat seither der schwedische Staatsrechtsglehrte Rudolf Kjellén („Der Staat als Lebensform“, deutsche Ausgabe 1917) den Staat als eine mit dem Erdraum eng verwachsene und durch ihn bedingte Lebenserscheinung, als geographischen Organismus gewertet und für seine Betrachtungsweise den Begriff „Geopolitik“ geprägt. Eine Fülle geopolitischer Probleme deckte der Weltkrieg auf, und es ist begreiflich, daß die deutsche Wissenschaft sich ihrer mit stärkstem Interesse annimmt, nachdem das deutsche Volk selber eine maßlose Verkürzung seines Lebensraumes erlitten hat und deren einschneidende Wirkungen am gesamten Staatsorganismus wie kaum je eine andere Nation verspüren muß. Der Führer dieser neuesten Entwicklung der Geopolitik ist der Münchener Professor Karl Haushofer, Mitherausgeber der „Zeitschrift für Geopolitik“ und ausgezeichneter Kenner des Pazifik und Südostasiens, mit denen sich seine zwei neuesten Veröffentlichungen beschäftigen.*)

Die „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“, ein auch äußerlich vorzüglich ausgestattetes Buch, bedarf wegen seiner grundlegenden Einstellung einer ausführlicheren Besprechung. Handelt es doch vom Stillen Ozean, dem größten einheitlichen Lebensraum der Erde, der zudem im Begriffe steht, dem Atlantik den Rang abzulaufen und zum Hauptkraftsfeld der Welt zu werden, auf dem fortan die größten politischen Entscheidungen getroffen werden.

In 26 Abschnitten bewältigt der Verfasser eine riesige Stoffmasse. Er definiert einleitend die Geopolitik als „die wissenschaftliche Grundlage zur Kunst des politischen Handelns im Daseinsringen der staatlichen Lebensformen um Lebensraum auf der Erde“. Sie ist also nicht bloß Wissenschaft, sondern auch Kunstretheorie, deren Kenntnis den Staatsmann und selbst ein ganzes Volk befähigen soll, eine Politik zu wählen, die nicht zum voraus durch die geographischen Grundlagen des Landes zum Fiasko bestimmt ist. Der Nachweis einer pazifischen Geopolitik mit eigener Klangfarbe bringt eine Reihe lehrreicher Wesensunterschiede zwischen dem in seinen staatlichen Lebensformen sich selbst genügenden, zentripetalen Pazifik und dem expansiven, unruhig überfließenden, zentrifugalen Atlantik, durch die wiederum die starke Divergenz zwischen der hier (Paris!) und dort (Tokio, Washington!) geübten Politik sich erklärt.

Die folgenden neun Abschnitte lassen das Raumbild des Stillen Ozeans erstehen mit seinem unendlichen Formen- und Typenreichtum, mit den ihm eigenen Wesenszügen, die durch die Luft- und Meeresströmungen, durch die seismischen und vulkanischen Bodenbewegungen, durch die Gestaltung der Ufer, die Bodenschäze und das Klima bedingt sind. In dieses Bild fügt sich ein Abriss seiner geschichtlichen Entstehung, eine Skizzierung der Rassenfrage und der pazifischen Soziologie, die ein erschütterndes Ringen der doch so bedürfnislosen Völker um Atem- und Lebensraum zeigt und im erträglichen Ausgleich zwischen Volksdruck und Raummenge die entscheidendste geopolitische Zukunftsfrage der Menschheit erblickt.

Weitere sechs Abschnitte behandeln in gleich interessanter, geographische und politische Probleme der Gegenwart berührender Weise die Grenzlandschaften, die Nordschwelle, die Kordillere, Ostasiens formzerrissene, aber klimageeinte

*) 1. K. Haushofer, Geopolitik des Pazifischen Ozeans. Studien über die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte. Mit 16 Karten und Tafeln. Kurt Bowinkel-Verlag, Berlin-Grunewald 1924.

2. K. Haushofer und J. Mätz, Zur Geopolitik der Selbstbestimmung in Südostasien und Übersee. Rösl & Co., München und Leipzig 1923.

Rüste, den Südseerand und Australasien, die Wasserstraßen und pazifischen Kanalideen, sowie die Schiffahrt.

Der Rest des Buches zieht nun die politischen Folgerungen. Wie steht es um die Zukunft des „imperium pacificum“? Wie verhält sich das ostasiatische Selbstbestimmungsrecht zum angelsächsischen und russischen Imperialismus? Die bestehenden Spannungen und Gegensätze könnten einen Ausgleich finden, wenn auf Grund exakter Prüfung des ozeanischen Kraftfeldes mit den Gebieten höchsten Machtdruckes und Machtreizes, in genauer Kenntnis des Verhaltens der Rassen, in der weitgehenden Achtung ihres Selbstbestimmungs-ideals, das sich mit dem atlantischen nicht deckt, gehandelt würde. Die Pazifikpolitik der Großmächte findet bei Haushofer kein glimpfliches Urteil. Dem deutschen Volke wirft der Verfasser Verständnis- und Interesselosigkeit gegenüber den Fragen des Ostens vor, die ihm nun, trotz seines geringfügigen Anteils an der Vergewaltigung jener Räume, das Odium des Hauptmissetters eingetragen hat. — Weiterhin werden behandelt die Verlagerung des Weltverkehrs nach dem Pazifik, die durch die neuere Entwicklung erfolgte Umwertung der Inseln und Randräume, die wirtschafts-, kultur- und wehrgeographische Eigenart des Stillen Ozeans. Ein Beispiel gedrängter geopolitischer Betrachtung eines Lebensraumes ist der aus dem „Handbuch des Völkerrechtes und der Diplomatie“ herübergenommene Artikel über die Philippinenfrage (S. 328 ff.). Andere höchst aktuelle Probleme und ihre sachkundige Erörterung, wie die kalifornische Frage mit der überhandnehmenden Bodenbewirtschaftung durch Japaner, das Verhältnis Japans zu Russland und den Vereinigten Staaten Amerikas, die föderalistischen Neigungen der ostasiatischen und ozeanischen Staatsformen, die in der chinesischen Revolution so starken Ausdruck finden, können nur noch angedeutet werden.

Eine Einführung in die geopolitische Literatur, die auf angelsächsischem Boden besonders reichhaltig ist, eine sorgfältig wertende Bibliographie und ein ausführliches Schlagwortverzeichnis vervollständigen die Arbeit, die nach des Verfassers Schlusswort ein Versuch ist, „die Studien über die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte zu einem auch staatswissenschaftlich begründeten Einheitsbau zu vereinen.“ Man darf füglich sagen, daß Haushofers Buch den Rahmen eines bloßen Versuches sprengt und auf Kjelléns Staatslehre das erste praktische, richtungweisende Werk der Geopolitik aufbaut.

Das zweite, oben angezeigte Werk enthält eine auf derselben Untersuchungsart fußende Abhandlung Haushofers über **Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung**, dem Leitmotiv der beiden Bücher, das sich dem Verfasser angesichts der Lage Deutschlands aufgedrängt hat, und mit dem er auch die deutsche Erdkunde zu scharfer Beobachtung des unausgesetzt sich verändernden Kraftfeldes der Erde veranlassen möchte. — Sodann beschäftigt sich eine interessante Arbeit von J. März, „Das Schicksal der überseeischen Wachstumsräumen“, mit der Stützpunktpolitik der großen Mächte. Sie erörtert nach Beantwortung einer Reihe methodischer Vorfragen, auch solcher der politischen Kartographie, die Grundlagen, die geschichtliche Entwicklung und die Verteilung der Stützpunkte über die wichtigsten Erdräume. Dieser Hinweis muß genügen.

Das Studium beider Bücher, denen bei der gegenwärtigen Entwicklung der Dinge im Osten, zumal in China, große Aktualität zukommt, ist sehr zu empfehlen. Sie sind — ob man nun alle Ansichten der Verfasser zu teilen vermag oder nicht — vorzüglich geeignet, den Blick zu weiten, zu schärfen für das große Weltgeschehen außerhalb der eigenen, engen Landesgrenzen.

Otto Mittler.

Vom Völkerbund und verwandten Dingen.

Der „Nebelspalter“ vom 19. Juni bringt ein Bild „Im Zeichen des Weltfriedens“: ein Waffengeschäft; im Schaufenster alle Arten Waffen vom Gewehr, Maschinengewehr, Stahlhelm, Geschütz bis zum Bombenflugzeug; in der

offenen Türe lehnt der Besitzer im bürgerlichen Anzug, an den Hörnchen, an Schwanz und Pferdesuß aber als das erkenntlich, was er ist; auf der Firmatafel lesen wir „Bazar zum Weltfrieden, Diable, Mars, Mors & Cie., vor- mals Völkerbund, G. m. b. H.“; darüber hängt ein Friedensengel mit dem Palmzweig in der Hand, durch die Knochenfüße und den Totenkopf, auf dem ein Stahlhelm sitzt, aber als Tod gezeichnet; als Text unter dem Bild die Überlegung des Ladeninhabers: „Marokko! Gut! — China! Nein! — Das Geschäft zieht wieder an.“ Eine Aufschrift links der Türe macht den Käufer u. a. auch auf das „Große Lager von ff. Heucheleien und Lügen“ aufmerksam.

Dieses Bild dürfte der heute in der Schweiz über den Völkerbund vorherrschenden Stimmung Ausdruck geben. Politische Entscheidungen verlangt die Lage von uns augenblicklich nicht: wir sind seit dem 16. Mai 1920 Mitglied, ein Austritt durch Volksbegehren ist wegen der langen Fristen inopportun; die Ablehnung des Benesch-Protokolls durch England enthebt uns vorläufig einer Stellungnahme. Der Glaube an eine Mitarbeit von irgendwelcher wesentlicher Bedeutung oder Nützlichkeit ist längst verschwunden. So bleibt denn fast ausschließlich die kritische Einstellung.

Anders Deutschland. Es beginnt wieder ein Stein auf dem Brettspiel der internationalen Politik zu werden. Auf welche Farbe soll es setzen? Aus welcher Kombination ergibt sich ihm leichter die Möglichkeit, bald wieder nach eigenem Willen den Stein zu schieben und nicht nur geschoben zu werden? Eine dieser Kombinationen ist der Anschluß an die im Völkerbund vereinigte und durch den Zuzug der Neutralen und einiger anderer Kleinstaaten erweiterte Mächtegruppe der ehemaligen Kriegsgegner. Die deutsche Regierung hat bekanntlich Schritte unternommen, die sowohl bedeuten können, daß sie diesen Anschluß in absehbarer Zeit erstrebt, als auch, daß sie sich vorläufig überhaupt nach keiner Seite hin festlegen will. Die „Süddeutschen Monatshefte“ haben in ihrer Juni-Nummer ein dem „Völkerbund“ gewidmetes Sonderheft herausgegeben, das eine Sammlung „in- und ausländischer Stimmen“ über diesen Gegenstand enthält und dazu dienen soll, der deutschen Öffentlichkeit die Urteilsbildung darüber zu erleichtern. Das Heft verdient, sowohl wegen der verschiedenen neutralen, wie deutschen und anderen ausländischen Stimmen auch bei uns Beachtung.

Von schweizerischer Seite — um das vorwegzunehmen — kommen zwei Mitarbeiter zum Wort: Dr. Ernst Sauerbeck und Dr. Hans Mettler, beide den Lesern unseres „Monatshefts“ wohlbekannt; ersterer mit einem Beitrag über „Deutschland und der Völkerbund“; letzterer mit einem solchen über „Die Schweiz im Völkerbund“. Dr. Sauerbeck geht von der Frage aus: hat Deutschland Aussicht, durch Anschluß an den Völkerbund den ihm versprochenen Wilson-Frieden zu erreichen? Seine Antwort ist kein ganzes Nein, aber noch weniger ein auch nur halbes Ja. Dem Art. 19 des Paktes, der die Revision unhaltbarer Verträge vorsieht, steht der Art. 10, der die Garantie des durch die Verträge geschaffenen Gebietsstandes ausspricht, entgegen. Wenn heute die Mächte des Völkerbundes Deutschland darin haben möchten, so das eben darum, daß es selbst die Garantie für den Gebietsstand von 1919 mitübernimmt. Deutschland könnte daher nur beitreten unter Anerkennung des Paktes als solchen, aber nicht des Versailler Vertrages, der noch immer damit verkoppelt ist. — Dr. Mettler gibt eine kurze Schilderung der Umstände, unter denen der Beitritt der Schweiz erfolgte, und der Folgen, die er auf die völkerrechtliche Stellung unseres Landes hatte; er ergänzt sie noch durch einige Angaben über die heutige Lage und Stimmung der Schweiz.

Von anderer neutraler Seite kommen zwei Holländer, Prof. Jan de Vouter und Pieter Molendroef, und ein Spanier, Antonio Azpeitia, zum Wort. Jan de Vouter hebt die Zurückhaltung hervor, die die holländische Regierung, nachdem „politische Rücksichten die moralischen Einwände beseitigt und schweren Herzens den Eintritt herbeigeführt“ hatten, stets beobachtete. Ohne alle Hoffnung aufzugeben, läßt er rüchhaftlos die tiefe Enttäuschung über das Geschehene bezw. nicht Geschehene der letzten Jahre zum Ausdruck kommen. Das Genfer Protokoll nennt er ein „merkwürdiges Dokument“, das weber

„als endgültig noch als unbedenklich“ gelten könne. Die Einwände dagegen sind genau dieselben, die von völkerbundsgegnerischer Seite in der Schweiz dagegen erhoben worden sind. — Eine ganz schwere Anklage gegen den Völkerbund bedeutet die ausführliche und reich dokumentierte Arbeit *Pietr Molenbroeks* über „Das Saargebiet unter der Herrschaft des Völkerbundes“. Hier hat man eben einmal nicht Worte — die immer schön klingend gemacht werden können —, sondern Taten vor sich. Und diese sprechen deutlich genug dafür, wer im Völkerbund die Hosen an hat, ist doch die vom Völkerbundsrat für das Saargebiet bestellte Regierungskommission schon unzählige Male dabei ertappt worden, daß sie einfach die Absichten der französischen Regierung und ihrer Propagandaorgane ausführte, allen Protesten des englischen und schwedischen Vertreters im Völkerbundsrat zum Trotz. — *Antonio Azpeitia* schildert die Stimmung in Spanien. Hätte der Völkerbund nicht im Versailler Vertrag seinen Ursprung gehabt, so würde man ihm in Spanien nicht mit so viel Skeptizismus begegnen. So diene er einer Gruppe von Mächten als Werkzeug, um der Ungesetzlichkeit den Anschein der Gesetzlichkeit zu geben. Von Deutschland verlange man jetzt den Beitritt, damit es selbst Hand anlege, die Schlinge um seinen Hals zuzuziehen.

Unter den übrigen Beiträgen ist hervorzuheben ein italienischer von *Giuseppe Canaglia*, der die „tiefe Abneigung des italienischen Volkes gegen den Völkerbund“ mit dem „Fehlen jeder anständigen Gesinnung und jeder Aufrichtigkeit“ bei dem Genfer Institut begründet; „das heutige Italien erträgt und duldet vorerst das Genfer Institut, ist aber keineswegs dafür begeistert“. Etwas freundlicher eingestellt ist der Vertreter der englischen Arbeiterpartei, *Delisle Burns*. Recht ausschlußreich sind schließlich auch die vier deutschen Beiträge über „Die Vorläufer des Versailler Völkerbundes“ von Arthur Hübscher, „Der englische und der französische Standpunkt“ von Friedrich Sieber, „Die französischen Rüstungen“ von Max Blümner, und die „Betrachtungen zu B. W. v. Bülow's Buch“.

* * *

Eine internationale Institution, deren Leistungen ohne weiteres große Anerkennung verdienen, die aber in den vergangenen Jahren hier und da auch zu Zweifeln an ihrer Unparteilichkeit Anlaß gegeben hat, ist das Internationale Komitee des Roten Kreuzes in Genf. So hat vor etwa einem Jahre der Bologneser Universitätsprofessor *Ant. Baldacci* einen Offenen Brief an den Präsidenten des internationalen Komitees des Roten Kreuzes in Genf, Herrn *Gustave Ador*, gerichtet,*) in dem er sich über folgenden Tatbestand beklagt: Die Angliederung Montenegro an den jugoslawischen Staat ist nicht ohne äußersten Widerstand des Großteils von dessen Bevölkerung erfolgt. Serbien griff zur Brechung desselben zu den rücksichtslosen Mitteln: Niederbrennen der Wohnungen, Niedermeißelung der Einwohner, Einleiterung aller irgendwie führenden Männer. Ein auf italienischem Boden in Bologna zum Schutze Montenegros gebildetes Komitee richtete einen Appell an das internationale Rote Kreuz in Genf, eine Untersuchung über das Vorgefallene vorzunehmen und das Los der Eingekerkerten und Verfolgten wenn möglich zu lindern. Vorerst ohne Erfolg. Schließlich unterbreitete es dem Roten Kreuz ein reichhaltiges, bis in alle Einzelheiten und Namen dokumentiertes Material. Jetzt zögerte das Genfer Rotkreuzkomitee nicht länger und — stellte das gesamte ihm vertraulich unterbreitete Material der serbischen Regierung zu, damit sie Abhilfe schaffe. Die Abhilfe ist wohl unterdessen auch erfolgt, aber nicht in dem Sinn, wie die Initianten es gemeint hatten, sondern so, daß die serbische Regierung nun um so rücksichtsloser gegen diejenigen vorging, die ihre Angaben zu Handen des Roten Kreuzes gemacht hatten.

Vielleicht richtet das italienische Komitee in Bologna, das sich hier in so verdienstlicher, wenn auch infolge des merkwürdigen Verhaltens des Roten Kreuzes nicht eben erfolgreicher Weise eines verfolgten und gepeinigten Volkes

*) Lettre ouverte à M. Gustave Ador par Ant. Baldacci avec préface par René Claparède; Genève et Bologne, 1924, 16 S.; 50 Cts.

angenommen hat, seinen Blick auch einmal nach Norden, wo bekanntlich auf einem Fleck Erde, der einmal Südtirol hieß und dem man das Tragen dieses Namens jetzt verboten hat, eine Viertel-Million Menschen auch auf die erbärmlichste und feigste Art gequält und unterdrückt wird — bloß diesmal nicht von den feindlichen Serben, sondern von den eigenen Landsleuten.

D.

Zwei Bücher zur staatsbürgerlichen Erziehung.

Staatsbürgerliches Lexikon der Schweizerischen Eidgenossenschaft von Dr. G. A. Frey. Schultheß & Co., Zürich 1925.

Die zweite Auflage dieses 320 Seiten umfassenden Werkleins ist 13 Jahre nach der ersten erschienen. In kleinen Abschnitten finden wir in buntem Durcheinander unter dem aufgeschlagenen Stichwort knappe Definitionen vornehmlich staatsrechtlicher Institutionen. Wo bevölkerungspolitische und wirtschaftliche Themen berührt sind, werden die Ausführungen durch kleine Statistiken wertvoll ergänzt. Die Darstellung dürfte vielerorts volkstümlicher sein, da das Werk nicht zu wissenschaftlichem Gebrauche bestimmt ist. Der handliche Band mag für den staatsbürgerlichen Autodidakten immerhin von großem Nutzen sein.

Die Schweiz von O. Wettstein. Sauerländer & Co., Aarau 1925.

In der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ hat 1915 Ständerat Dr. O. Wettstein auf 114 Seiten eine meisterhafte Darstellung des Landes, des Volkes, der Geschichte, der Staatsverfassung, der wirtschaftlichen Verhältnisse und der materiellen und geistigen Kultur geboten. Das neue Bändchen, in einem schweizerischen Verlag erschienen, ist in der Anlage gleich geblieben, aber in der Seitenzahl etwas vergrößert und in der Darstellung vertieft und bereichert worden. Mit hohem Genuss liest man namentlich die Teile Geschichte, Staatsverfassung, wirtschaftliche Verhältnisse und geistige Kultur, die den glänzenden Journalisten von ehedem, den gewandten Stilisten und den gut orientierten Politiker und Staatsmann erkennen lassen.

Als eine kurze Übersicht allgemeiner Natur über unsere schweizerischen Verhältnisse ist das Büchlein zweifellos das Beste, was je erschienen ist.

Hans Mettler.

Die Wirtschaftlichkeit kommunaler Betriebe.

Die Wirtschaftlichkeit kommunaler Betriebe von Robert Grimm, Direktor der industriellen Betriebe der Stadt Bern. Preis Fr. 2.50 bei Ernst Bircher, A.-G., Bern und Leipzig.

Im allgemeinen wird nach wie vor der Satz gelten, daß staatliche oder kommunale Betriebe weniger wirtschaftlich arbeiten als die private Unternehmung. Als Praktiker betont aber der Verfasser die nachgewiesene Möglichkeit wenigstens sich selbst erhaltender, ja sogar fiskalischen Nutzen bringender Gemeindebetriebe. Sie brauchen nicht in gemischt wirtschaftliche Unternehmungen wie die Bundesbahnen, auch nicht in selbständige öffentliche Anstalten wie die Nationalbank verwandelt zu werden, aber sie müssen bewahrt werden vor wirtschaftlicher Schwierigkeit durch Abstufung der Kompetenzen und die Möglichkeit schnellen Entschlusses in wirtschaftlicher Beziehung. Es müssen z. B. Einkäufe besorgt werden können im Moment, da die Konjunktur günstig ist. Als zweite Bedingung wird die Möglichkeit verlangt, die leitenden Beamten annähernd so hoch zu besolden wie in der Privat-industrie. (Das würde freilich die Möglichkeit in sich schließen, daß der Leitende eines Betriebs unter Umständen als Techniker höher besoldet würde als sein Chef, der Herr Gemeinderat resp. Stadtrat.) An die Stelle des starren, für alle gleichen Besoldungsreglements würde eine Art Tarifvertrag treten.

Christian Gerber.

Historische Novellen.

(Emanuel Stichelbergers „Ferrantes Gast“ und Meinrad Lienerts „Auf alten Scheiben.“.) *)

Die historische Novelle ist in der Schweiz seit hundert Jahren ununterbrochen gepflegt worden. Diese Tatsache scheint bei denen in Vergessenheit geraten zu sein, die von einem Niedergang der Gattung seit C. F. Meyer sprechen und Emanuel Stichelberger als eine Ausnahme hinstellen. Fast scheint es, als ob auch Charly Clerc, der Überseher ausgewählter Novellen des genannten Basler Schriftstellers („Nouvelles helvétiques“, Payot & Cie., 1925) von diesem Irrtum besangen sei. „Die Erzähler der deutschen Schweiz, sagt er in seiner Vorrede, pflegen kaum mehr den gelehrten Vergangenheitsroman“ (ni l'érudition ni le passéisme). So wäre es denn nötig, die Namen in Erinnerung zu rufen, denen wir seit C. F. Meyer den künstlerischen Aufschwung der schweizergeschichtlichen Erzählung verdanken? Sind Adolf Bögtlin, Meinrad Lienert, Ernst Zahn, Rudolf v. Tavel, Adolf Frey, Maria Waser, Emanuel Stichelberger, Jakob Boßhart, C. A. Bernoulli so leicht zu vergessen? Und haben wir nicht in der gleichen Zeit als Beweis der Volkstümlichkeit dieser Gattung eine Pflege der historischen Erzählung in Mundart erlebt? Mit Michael Kuoni („Der Spusagang“, 1884) fängt die Reihe an, mit Meinrad Lienert („Flüehblüemli“, 1890) steigt sie höher, in Rudolf v. Tavel findet sie ihren Hauptvertreter und in dem Bündner J. Jörger („Der hellig Garte“) kehrt sie zu ihrem Ursprungslande zurück.

Also, weder Lienert noch Stichelberger sind vereinsamte oder gar verlorene Posten in der schweizerischen Erzählungskunst; sie stehen vielmehr als Zeugen da für eine alte, heute noch und auf lange Zeit lebenskräftige Überlieferung.

Lienert bleibt auf Schweizerboden, oder wenigstens unter Schweizervolk. Auch wenn er uns, wie in den „Gretchen“, nach Marignano versetzt, eine schwarzäugige Italienerin zum Bankaspel zwischen altem und jungem Schweizerkriegsvolk macht und eine nächtliche Reilerei zwischen Urschweizern und Welschen vor den Mailänderdom pflanzt, — es geht doch immer zu wie daheim, vierförmig, flozig und unbändig in Liebe und Haß. Und so wird auch sein Graf Rudolf von Habsburg, in der Erzählung „Glanzenberg“, zu einem jovialen, trinkfesten Schweizer-Biedermann gestempelt, der beim klösterlichen Gelage dem Nönnchen rechts die Wange tätschelt und dem Dällikonner Roseli links die Wade zwickt. Die Anekdote von der Einnahme Glanzenbergs, die man schon in Lienerts „Schweizersagen“ und ausführlicher in seinen „Zürcher Sagen“ erzählt findet, ist hier durch eine feck und launig erdichtete Liebesgeschichte mit unglaublichem Quiproquo zu einem übermütigen Schwank ausgebaut worden, an dem so recht deutlich zu sehen ist, daß gesundes Dichterblut auch in der historischen Novelle keine Tintenfische duldet, — „ni érudition ni passéisme“.

Stichelbergers Kunst sprudelt weniger von Originalität, aber sie macht auch keine tollen Sprünge. Sie ist bedachter, gewissenhafter, geschmacvoller, auch mannigfaltiger und von größerer Weite des geschichtlichen Horizonts. Seine Erzählungen führen diesmal ins 15. und 18. Jahrhundert, führen in das Neapel des Aragoniers Ferdinand (Ferrante), in das Zürich Hans Waldmanns zur Zeit seines Untergangs, in das Land Unterwalden, wo sich im 15. Jahrhundert ein langwieriger ehelicher Rechtsstreit hinzieht, sodann nach Holland, wo der wagemutige Servaz Camichel aus dem Bündner Oberland sein „Tulpen Glück“ macht, und endlich nach Paris, wo zwei Büchnerarren über ihren anti-quarischen Schähen die große Revolution und alles vergessen, bis die Guillotine den einen wegrafft und dem andern zu einer heroischen Freundschaftstat Anlaß gibt.

*) Genaue Titel: Ferrantes Gast. Neue Märchen und Geschichten. Grethlein & Co., Zürich und Leipzig.

Auf alten Scheiben. Zwei Erzählungen. Mit Holzschnitten von Aug. Appli. Verlag Huber & Co. in Frauenfeld und Leipzig.

So sorgfältig in diesen fünf Novellen die Zeit- und Ortsverhältnisse studiert sind, drängt sich die Gelehrsamkeit doch nirgends vor. Das geschichtliche Wissen ist in die poetische Erfindung so hineinverarbeitet, als verstände es sich, wie bei einem zeitgenössischen Erzähler, von selbst. Nur in der Erzählung von Waldmanns Tod scheint mir die Verschmelzung nicht restlos gelungen. Und doch hat sich der Verfasser die Überarbeitung dieser seiner Erstlingsnovelle nicht leicht gemacht. Allein das Bestreben, seinen Helden zugleich mit der geschichtlichen und der poetischen Wahrheit in Übereinstimmung zu bringen, ihn auch in den Tatsachen seiner letzten Stunden, wo er es nicht mehr war, heldenhaft erscheinen zu lassen, hat zu einem zwiespältigen Schlusseindruck von Waldmanns Charakter geführt. Wo die Erfindung sich freier bewegen konnte, wie in „Ferrantes Geist“ oder im „Liebestraum des Polyphilos“, ist ihr eine überzeugendere Gestaltung gelungen. In solchen Erzählungen tritt die Meisterschaft des Dichters in der sprachlichen Zeichnung der Personen und ihrer zeitlichen Umwelt, sein feines und gesundes Gefühl für Menschenwerte und interessante Motive, in einem Wort seine ausgesprochene Begabung für die historische Novelle deutlich zutage.

D. v. G.

Studentenlieder.

Allgemeines deutsches Kommersbuch. Ursprünglich herausgegeben unter musikalischer Redaktion von Friedr. Silcher und Fr. Erl. 127.—135. Aufl. besorgt von Prof. Dr. Eduard Heyd. Lahr in Baden. Verlag Moriz Schauenburg. 1925.

Vor Mai und Sommersemester erschien die 135. Auflage des ehrwürdigen alten Liederbuchs. Ein wahrer Vorfrühling. Freuen wir uns darüber — Gaudemus igitur! Durchblättern wir den schmucken Band mit seinen 803 Liedernummern. Nach bewährter Art sind folgende Abteilungen beibehalten worden: Vaterlands- und Heimatlieder; Festgesänge und Gesellschaftslieder; Jugend und Erinnerung; Liebe, Wein und Wandern; Kneipe; Volkslied; Allerhand Humor; Rodenstein-Lieder. Gesungen wird ja aber Gottlob nicht nach einem Schema, sodaß sich jeder freuen mag, wenn er ein „Volkslied“ auch etwa unter „Liebe, Wein und Wandern“ findet. Und manch frisches, manch trauriges Studentenlied wird wohl auch einmal „Volkslied“ werden. Ehrfürchtige Liebe und Treue — Pietät — hat dem Herausgeber höher gestanden als wechselnde Kunstmode oder Neuerungssucht. Wir danken ihm für die Bewahrung des alten, ewig frischen Geistes und auch des alten Burschen stets anheimelnden, sozusagen historisch gewordenen Gewandes. Ungern hätten wir z. B. die Widmung der Ausgabe von 1858 an den alten Arndt und dessen Dankbrief vermisst. Beiläufig, wie wenige wissen, daß Ernst Moritz Arndt ein so vertraut gewordenes Lied wie „Bringt mir Blut der edeln Reben!“ nicht nur gedichtet, sondern auch als Erster gesungen hat! Ja, recht viele Arndt's hätte unsere decadente Zeit und das untergehende Abendland nötig, Männer, wie sie in seinem Lied singen: „Brauset, Winde, schäume, Meer! Mir im Herzen braust es mehr. Schläge, Unglücks-wetter, ein! Mut will trozig oben sein. Schwält die Flut ins Himmelshaus, keine Ank' wirfst er aus, schmettern Bliße höllentief, blickt sein freies Aug' nicht schief.“

Prof. Heyd will auch insofern die früheren Auflagen nicht veralten lassen, als er die gleichen Seitenzahlen beibehält. Diese Notwendigkeit hat uns nicht eingeleuchtet. Der Cantusprügel ist weder eine Wickelfinderfibel noch ein reformiertes Kirchengesangbuch. Seinen Benutzern darf man das Auffinden auch eines um einige Seiten verschobenen Liedes wohl zutrauen — bis in sehr späte Stunde. Und noch später dürfte auch die übereinstimmende Paginierung nicht jeden Irrtum ausschalten.

Ein solches Prachtbuch sollte man aber nicht besprechen müssen, sondern mit seinen Freunden bei Rheinwein Lied für Lied durchsingend können; oder es mitnehmen auf erste Maiensahrt mit der Freundin in den grünenden Wald!

Aber ein Gutes hat das Rezensieren müssen auch: nur wer das Buch am Klavier behandelt fast wie die Söhne des Schatzgräbers den geerbten Acker, der wird inne, welche Lebenskraft und Freude, aber auch welch gesunde Sentimentalität, wie viel Weisheit und Wehmuth es birgt. Hier sind noch wahre Schätze auszugraben. Neben den altbewährten Liedern, zu denen man stets wie zu einer ersten Liebe zurückkehrt, finden sich auch herrliche neue. Eine entzückende Melodie fand Theodor Pfeiffer zum Konrad Ferd. Meyer'schen Morgenlied. Gottfr. Kellers Wegelied zum Schweizerfest aus dem „Verlorenen Lachen“ wird nun endlich auch wirklich gesungen, statt nur gelesen werden können. Überhaupt, unsere Schweizer sind sehr reich vertreten. Nicht jedes Land des deutschen Sprachgebietes hat so viel Gutes beisteuern dürfen. Da treffen wir auch ein ganz neu, sogar mehrstimmig vertontes Schweizergebet nach dem Huggenberger'schen Gedicht von 1921. Vom alten Martin Usteri mit seinem „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ bis zum lebenden Thurgauer Bauerndichter treffen wir Schweizer unter den Dichtern wie den Komponisten an. Von letztern sei an Nägeli und Baumgartner erinnert. Im Dialekt finden wir das kostliche „Es Burebuebli man-i nid, das gseht me mir wohl a“. Es wäre unbescheiden, da noch mehr zu verlangen, obwohl etwa das Simeliberglied oder das solothurnische „Es het e Bur es Töchterli“ jeder Liedersammlung wohl anstehen. Ganz in dem Sinn, in dem der Patriot G. Keller sich die kulturelle Berechtigung eines allgemein deutschen Sprachgebiets vorstellte — man muß Deutschschweizer sein, um sich da zu entschuldigen! —, schöpft Heycks Buch aus den Liederschäzen aller deutscher Stämme. So wird es selbstverständlich, daß die Abteilung „Vaterland“ viele Lieder bringen muß, die außerhalb des politischen Reiches die Herzen nicht höher schlagen lassen, vielmehr nur zur Kenntnis genommen werden als lehrreicher Beitrag zur Psychologie eines andern Volkes. Persönlich schäze ich auch hier die Treue und begreife, daß die Seitenzahlen arg in Unordnung geraten wären, wenn hier alles Unzeitgemäße, allzu Optimistische und Unentwegte hätte verschwinden sollen. Wem „Die Wacht am Rhein“ sonst nichts sagen sollte, finde sie wenigstens historisch interessant! Überdies begegnen dem Schweizer einige seiner eigenen Vaterlandslieder. Und neben Kellers „O mein Heimatland!“ gibt Heyck zu Baumgartners Melodie auch noch eine neue Fassung des Gedichts im schmerzlichen Sinn eines Deutschen von 1923. Man vergleiche sie! Chauvinistisch braucht niemand zu sein: es geht bei den Liedern hin- und herüber. Eben haben wir ja auch erfahren, daß der alte Zürcher Sechseläutenmarsch auf einen preußischen Kriegsmarsch zurückgeht, dessen Vorbild ein französisches Lied war, welches in Russland entstand. Die Melodie von „Heißt ein Haus zum Schweizerdegen“ erscheint zu unserer Überraschung als einem andern, sehr alten Lied angehörend, ebenso „Wir feiern heut das Totenfest der Ahnen“. Die abgedroschene Singweise von „Rufst du mein Vaterland“ oder „Heil dir im Siegerkranz“ haben sich mindestens fünf Nationen aus uns unbekannten Gründen für ihr Nationallied gesichert — wir möchten sie lieber dem Völkerbund oder der III. Internationale empfehlen. Im Gegensatz dazu ist „Deutschland, Deutschland über alles“ mit Haydns Weise zweifellos ein schönes, charaktervolles Lied. Den Schweizer, der die Nase rümpft, weisen wir an den Pariser Professor Welschinger, der die Deutschen um solche Lieder beneidet und seinen Landsleuten zuruft, darin patriotisches Ethos zu erlernen. Der Grund, weshalb an den schweizerischen Universitäten mehr deutsche Lieder bekannt werden als anderssprachige, besteht ganz einfach darin, daß lateinische und angelsächsische Völker keine Studentenpoesie in unserem Sinn und keine Studentenlieder besitzen. Alt Heidelberg, Würzburg, Jena, Leipzig, Zürich, Bern, ja auch die unzähligen Pennäler des deutschen Sprachgebiets von Luzern bis Rostock werden nur von deutschen Kehlen echt besungen und angetrunken.

Auf die gebräuchlichen Singweisen und auf die Fassung der Texte hat der Historiker Heyck große Sorgfalt gelegt. Da finden wir nun doch endlich fast immer die wirklich gesungenen Melodien. Auch bei uns hie und da fremd anmutendem Wortlaut dürfen wir uns auf die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers verlassen. Es ist nicht Willkür, wenn er mit Goethe in der letzten

Strophe setzt: „Röslein wehrte sich und stach, half ihr doch kein Weh und Ach.“ Und sollen wir singen: „Darum, du, mein liebes Kind“ oder „Darum komm“? Statt des den meisten unverständlichen „Kollekts“ heißt es bei Heyd: „Ich zog, ich zog zur Musestadt, mit lautem Sang und Balladri, ich hob manch Gläschen zum Vivat, o Academia!“ Sehr erwünscht sind uns die Jahrzahlen der Entstehung der Lieder. Man ahnt wohl kaum, welche Arbeit in diesen nicht auffallenden Beigaben steckt. Wer sich in alle Anmerkungen versenkt, der lernt die Leistung des Herausgebers immer mehr verehren und lieben. Den Verfasser einer „Einleitung in die organische Chemie“ zur Liedweise „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ empfiehlt er dem Schutz des Publikums, mit Recht, denn man singe: „Dinitrobromanthrachinon, Alphaphenylacrosazon“ u. s. w.! Der Humor kommt nicht zu kurz. Prof. Heyd selbst hat prächtige Proben beigelegt. Den Dichter- und Singer-Preis möchten wir aber seinem, von Lob mit wundervoller Melodie beschenktem „Zieht der Bursch die Straß entlang...“ zu erkennen. Das ist ein neues Studentenlied, wie es im Buche steht, allerdings eben in Heyds allgemeinem Kommersbuch.

Ein besseres, schöneres, vollständigeres Studentenliederbuch gibt es nicht, auch für uns Schweizer nicht, seitdem der alte Zofinger Cantusprügel (der zur Not den Vergleich aushielte) vergriffen ist. Möge es bei den Alten tausend Erinnerungen wecken, bei den Jungen und Jüngsten tausend Wonne und Vorfreuden! Wer zur Verbreitung des Werkes an unsern Universitäten, aber auch an unsern Gymnasien und Realschulen beiträgt, hilft echte Volkspoesie und Kultur fördern.

Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich. Selten sahen wir schöneren Druck und deutlicheren Notensatz. R. Wagners Hans Sachs würde sich vor solchem Besitztum still jubelnd gestehen: Es klang so alt und war doch so neu, wie Vogelsang im süßen Mai.

Karl Alfons Meyer.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Ebray, Alcide: „La Paix Malpropre“; Unitas, Milano.
 Frey, G. A.: Staatsbürgerliches Lexikon der schweizerischen Eidgenossenschaft; Schultheß, Zürich.
 Grimm, Robert: Die Wirtschaftlichkeit kommunaler Betriebe; Bircher, Bern.
 Haushofer, Karl: Geopolitik des Pazifischen Ozeans;
 — Zur Geopolitik der Selbstbestimmung in Südostasien und Übersee; Bowinkel, Berlin.
 Heyd, Eduard: Allgemeines deutsches Kommerzbuch; Schauenburg, Lahr.
 Lienert, Reinrad: Auf alten Scheiben; Huber, Frauenfeld.
 Mann, Thomas: Der Zauberberg.
 Stadelberger, Emanuel: Ferrantes Gast; Grethlein, Zürich.
 Süddeutsche Monatshefte, Sonderheft „Der Bökerbund“.
 Wettstein, Oskar: Die Schweiz; Sauerländer, Narau.

Mitarbeiter dieses Heftes:

- T. S. B., Maienfeld. — Oberst G. Immenhauser, Bern. — C., Riehen. — Dr. med. G. Hermann Müller-Schürch, Bern. — Erich Brod, Freiburg i. Br. — Max Irmiger, Bern. — Dr. Hans Dohler, Zürich. — Dr. Helmut Ammann, Narau. — Dr. Otto Mittler, Bezirkslehrer, Gränichen. — Dr. Hans Mettler, Redaktor, Wattwil. — Christian Gerber, a. Redaktor, Bern. — Prof. Dr. Otto v. Geyher, Bern. — Karl Alfons Meyer, Forstbeamter, Kilchberg.

Berantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dohler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldestraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.